

(Nachdruck verboten.)

3) Pelle der Eroberer.

Von M. Andersen Negro. Uebersetzt von Mathilde Mann.

Ferdinand brach in ein schallendes Gelächter aus: „Gott Du meines Lebens! Du und andern zu Gange helfen! Du hast es wohl nicht ausprobiert, was es heißt, von der Anstalt zurückzukehren; es wird Dir wohl schwer werden, selbst irgendwo anzukommen, Freundschaft. Ein neues Leben, ha! Re, bleib Du nur hier, denn machen wir ein feines Stück Arbeit zusammen, so bald es dunkel ist. — Die Villa sieht gar nicht so übel aus. Und dann können wir heut' abend in die Bluttasse gehen und einen mächtigen Seimfeherschmauß halten und die heimgekehrten Amerikaner spielen, es ist auch nicht gerade fein, nach Hause zu kommen, ohne was für die Familie mitzubringen. Bleib Du nur hier! Du sollst bloß Laura mit dem Arm tanzen sehen! Das ist mein Freischuß, weißt Du. Die kann auf 'm Tisch tanzen, der voll Bierflaschen steht, mit verbundenen Augen, ohne einen Tropfen zu verschütten. Da soll auch ein kleiner Kuß für Dich abfallen. — Den Teufel auch, Du bild'st Dir doch am Ende nicht ein, daß Du anderswo willkommen bist? Re, Du, da steht keiner und winkt den Seimfehrenden. — Na, denn icher Dich zur Hölle, Du Rindvieh, und grüß Deine Großmutter! Wenn Du es satt hast, an den Brüsten des Familienlebens zu saugen, so ist meine Adresse die Bluttasse, da kannst Du nach mir fragen!“ Die letzten Worte rief er mit der Hand vor dem Munde, seine heisere, hohle Stimme bildete einen Miston in der reinen Frühlingsluft.

Pelle schritt schnell dahin, als gelte es, etwas hinter sich zu legen. Er hatte in seinem stillen Sinn die wahnsinnige Hoffnung genährt, daß ihm irgendein freundlicher Empfang zuteil werde, wenn er herauskam, singende Kameraden vielleicht, oder eine Frau und zwei Kinder, die auf der weißen Landstraße standen und warteten! Und dann war da nur Ferdinand, der ihn in Empfang nahm! Na, das war 'ne kalte Dusche, und nun schüttelte er die Enttäuschung ab und holte aus, um vorwärts zu kommen; der frische Gang brachte das Blut in belebende Bewegung. So wie heute hatte der Himmel noch nie geleuchtet, die Sonne schien ihm gerade ins Herz hinein. Es lag ein lächelnder Gruß in allem, in dem Wind, der sich ihm gerade in die Arme warf, und in der frischen, schwarzen Erde und dem rinnenden Wasser der Gräben: Willkommen im Freien, Pelle!

Wie weit und wie lieblich doch die Welt ist, wenn man Jahre zwischen vier fahlen Wänden verbracht hat! Da unten im Süden glüht der Wolfenhimmel der Brust eines großen, hellen Vogels, so wie sie jedes Jahr von weither kommen, den Sommer in ihrem starken Flügelschlag, und zu allen Seiten lagen offene, weiße Wege und zeigten hinaus mit lichten Verheißungen.

Zum viertenmal zog er aus, um die Welt zu erobern, und diesmal war es bitterer Ernst. Bisher hatte sich immer wieder etwas dahinter gezeigt, aber nun fühlte er verhängnisvoll, daß die Wanderung entscheidend war; gewann er jetzt, so eroberte er die Ewigkeit. Diesmal mußte es biegen oder brechen. Alles, was er besaß und hatte, führte er jetzt ins Feld, so schwer war er noch nie zuvor gerüstet gewesen. Weit hinter sich gewahrte er noch die Kuppel des Gefängnisses; gleich einer mächtigen Mühle lag es dort über dem Abstieg zur Unterwelt und mahnte das Elend zu Verbrechen im Namen der Menschlichkeit. Jeden, der von des Lebens Unsicherheit erfaßt war, sog es an sich; er hatte selber in dem Trichter über dem Auge der Mühle gehangen und gefühlt, wie der Wirbel sog.

Aber Pelle war ja reich ausgestattet; bisher hatte er glücklich alles in Lusttrieb umgesetzt, und er nahm dies mit. Sein Haar war nicht mehr blond, dafür aber war sein Sinn mächtig erfüllt von einem geheimen Wissen von dem Wesen der Dinge. Er hatte ja an der Wurzel von allem geessen und es sich aus der Einigkeit herausgelauscht, in dem dunklen Berg hatte er geessen und geträumt wie der Glücksprinz, während ihm die Ewigkeit von dem großen Kästel vorjag.

Die bösen Mächte hatten ihn in ihren Bann gezogen, das war das Ganze, und nun ließen sie ihn wieder in das Tageslicht hinaus, in dem Glauben, daß er ein Kobold geworden war, wie alle seine Vorgänger. Aber Pelle war nicht verheert! Er hatte schon viel zu seinem Wachstum verbraucht und nahm dies mit. Was bedeutete wohl ein wenig Eingesperrtsein im Verhältnis zu dem dumpfen Tropfenfall von Jahrhunderten — Tropfenfall? — er war ja mit dem Siegerhemd geboren, das Stahl und Gift widerstand.

Er setzte sich auf einen hohen Punkt, warf die Mütze von sich und ließ sich den frischen Wind um die Stirn streichen. Er war voll von reichen Verheißungen, auf seiner Frühlingswanderung über die Erde hatte er alles Erbauliche und Starke aufgefammelt und warf es ihm in den Schoß. Sieh um Dich, Pelle!

Zu allen Seiten gingen sie und bestellten den Boden, das Pfluggespann nickte über den weichen Gügelzug hinüber und verschwand nach der anderen Seite. Ein schwacher Broden entstieg der schwarzen Ackererde, es war die letzte Kälte, die in dem sinkenden Lentage verdampfte. Eine gute Strecke abwärts lachten ein paar rote kleine Häuser dem Sonnenuntergang zu, und noch weiter draußen lag die Stadt mit ihrem ewigen Rauchnebel über sich.

Wie würde sich seine Zukunft da unten gestalten? Und wie standen die Angelegenheiten, war das Neue fortgeschritten, oder sollte er sich wieder unter einen Ausfänger stellen, sich das Notdürftigste aus seiner Arbeit herauspressen und den Rest in die Tasche eines andern wandern lassen? Es waren viele neue Fabriken da unten entstanden; sie bildeten jetzt einen ganzen Schutzhügel vor der Stadt und streckten Hunderte von Riesen-Schornsteinen zum Himmel empor. Aber was konnte da los sein, da sie nicht rauchten? Ein Lohnkampf?

Nun mußte er also einen Plan für sein Leben machen, es wieder aufbauen auf dem tiefen Grund, der in der Einsamkeit gelegt war. Und hier sah er und wußte nicht das Allergeringste über den Zustand da unten! Nun, er hatte ja Freunde zu Zehntausenden, die Stadt lag ganz einfach da und wartete mit offenen Armen auf ihn, ihm noch mehr zugehan um alles desentwillen, was er gelitten hatte! In all seiner Unwissenheit hatte er doch vermocht, sie eine Strecke Weges zu führen, die Entwicklung hatte ihn zu ihrem blinden Werkzeug erkoren, und das war gut gegangen. Aber nun wollte er sie ganz in das Land hineinführen, denn nun hatte er die Schwere des Lebens in sich.

Ach, sah er nun nicht hier und stieg in die Luft auf, genau so wie in alten Zeiten, und vergaß alles, was ihn die Zelle so bitter gelehrt hatte!

Das Wohlergehen der andern, ja wohl, er war umhergelaufen voller Sorge für die Tausenden von Familien und hatte nicht einmal vermocht, sein eigenes Heim aufzubauen. Sumbug! Da unten saßen drei verächtliche Wesen und führten Anklage gegen ihn, und was nützte es, daß er sich unter dem Wohlergehen der Vielen barg. Was half es, wenn er auch mit den Lobreden von Zehntausenden auftrat und die ganze Welt ihn Wohltäter nannte, wenn die drei, deren Wohl und Wehe ihm anvertraut war, ihn anklagten, daß er sie im Stich gelassen hatte. Er hatte oft genug versucht, sie zu über-täuben, aber da drinnen ging es nicht an, etwas durch Lärmen zum Schwärzen zu bringen.

Pelle zweifelte noch immer nicht daran, daß er ausersehen war, etwas für die Vielen auszurichten, aber das erdichteten so untergeordnet im Verhältnis dazu, daß er seinen Teil von dem, was einem jeden obliegt, vernachlässigt hatte.

Er hatte groß und klein mit einander verwechselt und geglaubt, daß, wenn er etwas ausrichtete, was kein anderer konnte, er sich dafür ein wenig leicht über die gewöhnlichen Alltagspflichten hinwegsetzen dürfe. Aber das Leben legte verhängnisvoll seine Schwere gerade dahin, wo alle beteiligt waren. Und nun kam er wie ein elender Bettler, der alles erobert hatte, ausgenommen das Eigenliche, und der deswegen nichts besaß, und mußte um Gnade und Barmherzigkeit flehen. Als Verbrecher gestempelt, mußte er nun wieder von vorne anfangen und das ausführen, was er in den Tagen seiner Macht nicht fertig gebracht hatte. Es würde sicher schwer werden, sein Heim unter diesen Verhältnissen aufzu-

Bauen, und was sollte ihm dabei helfen? Die drei, die für ihn hätten gutfagen können, hatte er im Stich gelassen, als Strafe für ein Versprechen, das bei Licht betrachtet sein eigenes war.

Nein, so arm war er denn doch noch nie ausgezogen. Er kam nicht einmal als einer, der etwas zu verzeihen hatte, nichts hatte ihm die Zelle gelassen. Er hatte da drinnen Zeit genug gehabt, das ganze zu durchdenken, und alles das bei Ellen, was zu beachten er früher zu sehr in Anspruch genommen gewesen war, oder was er als stummen Kampf gegen seine Unternehmungen empfunden hatte, trat jetzt hervor und formte sich wider seinen Willen zu dem Bilde einer Frau, die niemals an sich selbst dachte, sondern lauter Fürsorge für ihre kleine Welt war und nur verstand, sich aufzuopfern. Er war nicht in der Lage, auf etwas von seinem Recht in dieser Beziehung zu verzichten, und führte alle seine Anklagen gegen sie ins Feld, kam mit hergebrachten Sitten und mit Moral. Aber das alles rüttelte nicht an dem Bilde, diente nur noch mehr dazu, die Stärke in ihrem Wesen zu unterstreichen. Sie hatte alles für ihn und die Kinder geopfert, war nur davon erfüllt gewesen, sie gedeihen zu sehen. Ein jeder seiner Angriffe spülte nur einen neuen Schicht nicht dahingehörenden Schmutzes weg und ließ das Opfer in ihrer Handlung scharfer hervortreten. Gerade weil sie so unsinnlich und keusch war, konnte sie handeln, wie sie getan. Ach, sie hatte blutig für seine Verschämung büßen müssen, es war die Mutter, die in der äußersten Not ihre Brut mit dem eigenen Körper ernährte.

Kelle wollte sich nicht ergeben, sondern kämpfte rasend an. Man hatte ihn der Freiheit und des Rechts beraubt, Mensch zu sein wie andere, jetzt wollte ihm die Einsamkeit das letzte entreißen, was ihn noch aufrecht hielt. Selbst wenn sich alles um ihn herum zusammenrottete, er hatte nicht Unrecht, er wollte nicht Unrecht haben. Er hatte den großen Kampf auf Kosten seines Eigentums zu Ende geführt, und er hatte Ellen beim Ehebruch ertappt! Seine Gedanken klammerten sich an dies Wort an und schrien es heiser heraus, Ehebruch! Ehebruch! Ehebruch! bis ins Unendliche. Er verband nichts damit, wollte aber nur alles das übertäuben, was von allen Seiten an ihm herumhaakte, um ihn noch nackter, noch elender zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

9] Im sonnigen Süden.

Von Max Werner.

Nach dem Abendessen stand er auf der Straße, an einen Telegraphenposten gelehnt, als Binz auf ihn zutrat.

„Guten Abend, Landsmann. Wie geht's?“

„Danke gut,“ erwiderte Robert.

Er schritt mit Binz weiter, und beide kamen bald in lebhaftes Unterhaltung. Robert hatte sehr viel zu fragen und ließ sich gern von Binz, einem liebenswürdigen, verständigen Manne, über Verschiedenes aufklären. So kamen sie auch auf Morgner zu sprechen.

„Ja, mein Freund Fred ist ein sonderbarer Kerl,“ erläuterte Binz, „frühmorgens ist er ein Lamm; hat er aber erst Blut — ich meine Whisky — geleckt, dann wird er zum brüllenden Löwen.“

Robert erzählte Binz von dem Besuch des Riggerknaben.

„Ach, der Jimmy! Das ist Morgner junior.“

„Wie meinen Sie das?“

Binz legte seine Hand auf Roberts Schulter.

„Ich sehe voraus, daß Sie reinen Mund halten; ich will Ihnen Verschiedenes erzählen. Es ist schwül, kommen Sie, wir trinken eins!“

Binz zog Robert mit fort. Einige Blocks weiter unten gingen sie in einen Saloon. „Frids Place“, las Robert an dem hell erleuchteten Schild über der Tür.

An der langen Bar standen zwei Arbeiter, die unaufhörlich wetterten. Jede Frage, über die sie nicht einig werden konnten, wurde durch Wetten entschieden. So hatten sie schon eine Menge Bier und Whisky verwehrt.

Hinter der Bar stand der Wirt, ein kleiner vierschrötiger Mann mit trägen Bewegungen. Er hatte ein häßliches abstoßendes Gesicht, aus dem die schielenden Augen hervorstrahlten. Dünnes graues Haar bedeckte nur halb noch den breiten Kopf.

„Hallo, Eddie,“ rief er dem Eintretenden zu, reichte ihm die Hand über die Bar und begrüßte auch Robert, den er mit schielendem Blick neugierig musterte.

„Zwei Bier,“ rief Binz und warf ein Zehnjentstück auf die Bar. Dann trank er sein Glas auf einen Zug aus und lachte über Robert, der nur einen Schluck genommen hatte,

„Das ist der neue Mann von Fred Morgner,“ stellte Binz vor, „noch nicht lange im Lande. Mr. Helmbrecht — unser Wirt Henry Frid.“

„Freut mich, daß wieder ein junger Deutscher in unsre Stadt kommt,“ sagte Frid und deutete auf Roberts Glas: „Trink aus, Landsmann, ich fülle noch einmal.“

Er füllte drei Gläser und stieß mit ihnen an.

Neue Gäste kamen herein und bestellten lachend und lärmend eine Runde nach der andern.

Binz zog Robert vom Bartisch hinweg und ging nach hinten. Da war ein finsterner Winkel, durch eine einfache Holzwand vom übrigen Raum abgetrennt. „Das ist das Riggerviertel,“ erklärte er.

Er war durch eine Glastür in einen Seitenraum getreten, drehte das elektrische Licht an, und nun sah Robert, daß es ein recht gemütliches Hinterzimmer war. „Das ist unser Stammisch,“ erklärte Binz. An der Wand stand eine gepolsterte Bank, zwei Tische standen in der Mitte des Zimmers mit Stühlen davor.

Binz warf sich auf den Polsterstuhl.

„Oh Billy,“ rief er laut.

Durch die Glastür schob sich ein langer Neger herein, der mit seinen großen Augen prüfend auf Robert sah.

„Zwei Bier und zwei Zigaretten,“ bestellte Binz.

Der Schwarze brachte das Bestellte und entfernte sich schweigend wieder.

Binz brannte sich eine Zigarre an und schob die andre Robert zu.

„Ja, was ich sagen wollte! Morgner ist eine gute Seele, aber versoffen und nervös. Er zankt sich mit allen Menschen, nur vorübergehend; trifft er einen wieder, dann ist alles vergessen.“

„Was ist er eigentlich von Beruf?“

„Von Beruf? hm. Beruf hat er eigentlich gar keinen. Er hat studiert. Er sollte Priester werden. Aber er war hinter den Müdel's her. Eine hatte sich auch mit ihm eingelassen. Weiden wurde es nun höllenangst. Fred wußte seine Geliebte zu überreden, daß sie ihrem Vater ein paar Hundertmäcker stibiste, und mit dem Gelde ging er nach Amerika. Mit dem Priester war es natürlich vorbei, und er wurde Agent, Schlächter, Bahnarbeiter und Gott weiß, was er alles durchmachte, bis er hier sein Geschäft gründete!“

„Wertwürdig, was man hier für kuriose Entwicklungen kennen lernt. Wer ist denn nun der kleine Mulatte?“

„Die wohlbeleibte Schwarze, die Sie auch im Geschäft kennen gelernt haben, ist eine Wäscherin, besorgt Morgners Wäsche, pflegt ihn, wenn er krank ist, borst ihm etwas, wenn er in Verlegenheit ist, kurz, es ist sein Verhältnis, und der kleine Jimmy ist die Fortsetzung von den beiden.“

„Ah, nun wird mir die Sache klar. Der Junge ist intelligent. Warum sorgt er nicht für ihn, erzieht ihn zu etwas Ordentlichem? Mir scheint eher, er sieht ihn nicht gern und mißhandelt ihn.“

„Mr. Helmbrecht, Sie sprechen wie ein deutscher Reichsuntertan. Was glauben Sie wohl, was die Amerikaner in Foxhill sagen würden, wenn sich Fred offen des Jungen annehmen wollte? Die Fenster würden sie ihm einwerfen, aus der Stadt würden sie ihn jagen.“

„Warum verachtet man die Neger so sehr, sie arbeiten doch, sind gefällig und vor allen Dingen, sie sind doch freie Bürger der freiesten Republik.“

„Mein lieber Freund, das sind so kleine Schwächen der großen Republik; die Bürgerrechte der Schwarzen stehen zwar auf dem Papier, in der Wirklichkeit halten die Amerikaner der Südstaaten noch ein ganz klein wenig Sklaverei.“

Zwei farbige Männer waren zur Hintertür hereingekommen. Der eine schritt an die hinterste Ecke des Bartischs und reichte dem Wirt den Blechtopf hin. Frid füllte ihn, der Schwarze ging nun zu seinem Kumpen, und beide tranken hinter dem Verschlag ihr Bier.

„Befommen die Leute das Bier billiger?“ fragte Robert.

„Die zahlen dasselbe wie wir,“ antwortete Binz.

„Das ist eine Ungerechtigkeit,“ brauste Robert auf und schlug auf den Tisch.

„Lieber Mann, nehmen Sie mal einen guten Rat an. Ich bin zwölf Jahre im Süden und kenne die Leute. Seien Sie voreerst vorsichtig und ergreifen Sie nie die Partei eines Riggers. Das würde Ihnen der Südstaater nie verzeihen. Und es mag Ihnen manches ungerecht erscheinen, aber der Schwarze muß etwas hart behandelt werden, sonst ist er nicht zu bändigen und wächst Ihnen über den Kopf. Er arbeitet nicht immer, stiehlt im Winter das Holz aus dem ersten besten Keller. He, Billy!“

Der lange Kellner erschien wieder, nahm die beiden leeren Gläser und brachte sie gefüllt wieder. Leise, fast gespenstisch war er gekommen und ebenso wieder verschwunden.

Von der Bar kam ein Mann ins Hinterzimmer geschritten. Es war ein schon ergrauter Arbeiter, seine blauen gutmütigen Augen und sein starker blonder Schnurrbart ließen auf den ersten Blick einen Deutschen ahnen.

„Guten Abend, John,“ rief Binz dem Eintretenden zu. „Das ist unser Kunstschler, John Klein aus St. Louis,“ stellte er umständlich und feierlich vor.

„Na, und das ist ein Landsmann, der noch nicht lange aus der guten Heimat fort ist,“ sagte Klein lachend, als er am Tisch Platz genommen hatte. „Ich sehe das gleich am Gesicht, die guten immer so verjüngert und suchend auf das verfluchte Amerika, wo

sie alles vergoldet erwarret hatten und nun nichts weiter finden als Mühe und Arbeit, Hasten und Jagen."

Robert stimmte wohlgelaunt in das Lachen ein.

"Ich habe allerdings bisher noch sehr wenig vom Golde gesehen, dafür aber einen hochliegenden Plan nach dem anderen begraben."

"Wie lange sind Sie denn von draußen weg?" fragte Klein. Robert erzählte in kurzen Strichen seine Erlebnisse.

"Schön ist es hier unten im Süden, es gefällt mir ausgezeichnet," schloß er, "nur etwas unfruchtbar. Die Menschen sind recht sonderbar geartet."

"Ach, der ganze Süden ist noch zurück," schimpfte Klein, "schlimmer als die Türkei." Er schob dem eintretenden Billy die Kläber hin. "Ich wollte mich auch hier unten ansiedeln, eine Farm nehmen oder etwas Aehnliches. Aber ich habe in den vier Wochen, seit ich hier bin, genug vom Süden. Den Winter will ich aushalten, dann zieh ich wieder nach St. Louis."

"So macht Ihr es immer, Ihr nordischen Zigeuner," schalt Bing, "kommt wie die Vögel herunter, wärmt Euch aus und geht im Frühjahr wieder fort."

Billy brachte Bier. Klein bezahlte es und sah einen Ridel als Trinkgeld hin.

"Geh, Billy, trink auch eins."

"Vielen Dank, Mister."

"Sie verwöhnen unsere Rigger," scherzte Bing.

"Ach, die Rigger sind mir noch die liebste Gesellschaft," neckte Klein. "Die sind höflich, treu und gesund. Die Weizen sind ja immer krank. Man jagt mir schon in St. Louis: Arbeit bekommt Du sofort da unten, da ist die Hälfte der Bevölkerung immer krank. Das Bier schmeckt heute auch nicht recht, ich weiß nicht, wenn der schielende Kerl da hinter der Bar steht, vergeht mir immer der Appetit." Trostdem trank er sein Glas ohne abzu- sehen aus.

"Den Kerl habe ich vor vielen Jahren schon in New York gesehen, in einer Spelunke in der Bowery."

Bing sprach leise zu den anderen: "Er hat eine recht fragwürdige Vergangenheit hinter sich. Drüben in Arlanjas hat er zwei Jahre gefessen. Er betrieb dort ein gutgehendes Fremden- hotel, doch wurde viel gestohlen bei ihm. Ein Gast erwachte nun unseiner Fried einmal dabei, wie er die Geldtasche des schlafenden Zimmergenossen fortzuschleppte. Auf das Geschrei hin wurden die übrigen Gäste munter. In der Dunkelheit hatte Fried den Gast die Treppe hinuntergestoßen, daß er mit gebrochenem Genick liegen blieb. Den Dazugekommenen erzählte er, der Gast habe stehlen wollen und ihn bedroht. Es ward ihm dann zu heiß in Arlanjas und er kam hierher nach Fozhill, wo er ein anständiges Leben führt."

"Und bei einem solchen Kerl kneipt man?" fragte Robert verwundert.

"Man kommt hier mit ganz anderen Leuten zusammen," sagte Bing lachend. "Das geniert weiter nicht. Er hat sich doch gebessert," fügte er entschuldigend hinzu.

(Fortsetzung folgt.)

Das fellboot.

Die Versuche mit Kajaks, die in letzter Zeit von den Mit- gliedern der deutschen Polarexpedition auf den Berliner Gewässern vorgenommen wurden, haben von neuem die allgemeine Aufmerk- samkeit auf dieses eigenartige Transportmittel gelenkt, das schon Menschen seinerzeit so vortreffliche Dienste leistete. Man sollte glauben, daß die Kombination von Holzgerüst und Fellüberzug, die sich durch große Leichtigkeit auszeichnet, auf der ganzen Erde verbreitet sei, doch zeigt Dr. Rudolf Trebitsch-Wien im Archiv für Anthropologie (1912, Heft 3), daß Fellboote, Schwimmsäcke und ähnliche Wasserfahrzeuge vielmehr nur in bestimmten, eng um- schriebenen Gegenden gebräuchlich waren und daß ihre Verbreitung im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte sogar merklich abge- nommen hat. Unter einem Fellboot versteht Trebitsch ein Schiff- fahrzeug, das im wesentlichen aus einem Holzgerippe oder ähn- lichem, gleichwertigem Material besteht und mit Tierfellen oder einem Ersatz dafür in Verbindung gebracht ist; indessen kann das hölzerne Gerippe fortfallen und eine bloße Tierhaut als Wasser- fahrzeug dienen. Man unterscheidet demnach Schalenboote, un- gefähr von der Form einer halben Fruchtschale, dessen hölzernes Gerippe mit Tierfellen, Weidengeflecht oder Stoffen überzogen ist, dann rahmartige Fellboote, aus demselben Material hergestellt, aber an Gestalt den bei den zivilisierten Völkern gebräuchlichen Ruderbooten ähnelnd, und schließlich allseitig gedeckte Fellboote, Kajaks, die nur eine Öffnung für den Ruderer hat, sonst aber einen Kahn vom vorigen Typ darstellt. Schließlich gibt es noch Boote, die aus einem hölzernen Gerüst bestehen, daran Schwimmsäcke befestigt sind, und selbständig verwendbare Schwimmsäcke, mit Luft, Stroh oder anderem Material gefüllte Beutel, eins der primitivsten Wasserfahrzeuge, das lediglich zum Durchschwimmen von Flüssen dient.

Obwohl solche Fellboote meist nur bei den weniger zivilisierten Völkern in Gebrauch waren, läßt sich ihre Verbreitung dennoch auch heute in Europa nachweisen. Unter der Bezeichnung Curach

(von dem irischen Wort Curach = die Haut abgeleitet) ist es heute noch auf einigen Flüssen in Wales (England) sowie nahezu an der ganzen irländischen Westküste und auf einigen nachbarlichen Inseln in Gebrauch. Schon Timaeus, einem griechischen Schriftsteller des dritten vorchristlichen Jahrhunderts, war es bekannt, daß diese Art von Booten auf den britannischen Inseln benutzt wurde, und der römische Naturforscher Plinius der Jüngere (23 bis 79 nach Christus) schreibt von den „geslochtenen und mit Leder umnähten Fahrzeugen“ der dortigen Bevölkerung. Ein nicht minder kompetenter Beobachter, der hierüber berichtet, ist Cäsar (100 bis 44 vor Christus), der bekanntlich in den Jahren 55 und 54 zwei Ex- peditionen nach Britannien unternahm. Er erzählt im „Gallischen Krieg“, dem offiziellen Berichte über seine Feldzüge: Die Riele und das Gerippe der Schiffe wurden aus Holz gefertigt, der übrige Schiffskörper aus Ruten geflochten und mit Häuten überzogen. Wie stabil diese Boote gewesen sein müssen, geht aus einer anderen Stelle bei Plinius hervor, der von ihrer Verwendung „im britannischen Ozean“ spricht, woraus hervorgeht, daß diese Schiffe sogar seetüchtig waren. Auch das Mittelalter ließ nicht von diesen Fahrzeugen ab; so erfahren wir aus den „Laten der Heiligen“, einem Werk aus der Zeit des heiligen Endeus, der 524 in Irland starb, daß dort Schiffe aus Ruten und Ochsenhäuten benutzt wurden, die man, wie heute noch, Curachs nannte. Später nahm ihre Verbreitung ab; in einem Buche aus dem Jahre 1775 wird von ihnen als von einer Rarität berichtet, und jetzt sind sie, wie schon erwähnt, nur noch in wenigen Gegenden üblich. Bemerkens- wert ist, daß die Curachs auf dem Flusse Boyne in Irland kreis- rund, dagegen die in Wales gebräuchlichen oval sind.

Die Frage, wie die keltische Inselbevölkerung auf die Kon- struktion solcher Fellboote kam, war lange Zeit ungewiß. Unter anderem zog man eine Sage zur Erklärung heran, nach der vor Zeiten ein Eskimo mit seinem Kajak an der irischen Küste ge- strandet wäre. In Wirklichkeit dürfte die Sache so liegen, daß das Fellboot ein keltisches Kulturgut ist, einmal, weil viele räumlich getrennte Keltenstämme über Fellboote verfügten, wie aus Be- richten des Altertums hervorgeht, dann, weil es zufolge einer ur- alten gälischen Sage von den Donauländern her nach Britannien gekommen sein soll; und in der Tat wohnten vor Zeiten in jener Gegend keltische Völkerstämme. Diese vermittelten unter anderem dem Stamme der Veneter in Oberitalien die Kenntnis der Fell- boote, und auch die Tatsache, daß dieses Fahrzeug dem keltischen Stamme der Lusitaner in Spanien bekannt war, spricht, wenigstens soweit Europa in Betracht kommt, für die keltische Probenienz der Curachs.

Es lag natürlich nahe, daß auch Nachbarvölker anderer Stammesangehörigkeit den Gebrauch dieser Fahrzeuge kennen lernten. So wissen wir von einem Schriftsteller des 5. nachchrist- lichen Jahrhunderts, daß die sächsischen Seeräuber auf solchen Fellbooten die Nordsee besuchten. Weniger wissen wir von ihrem Gebrauch auf der skandinavischen Halbinsel. Dagegen haben wir zuverlässige Berichte aus der Mitte des 16. und 17. Jahrhunderts, wonach bei den Samojeeden und Lappländern derartige Fahrzeuge in Gebrauch waren.

Von den Gerüstbooten steht fest, daß sie sich bei den alten Babyloniern großer Beliebtheit erfreuten. So berichtet der grie- chische Geschichtsschreiber Herodot (484 bis 404 vor Christus) und der römische Schriftsteller Quintus Curtius Rufus aus dem ersten Jahrhundert nach Christus. Das gleiche gilt übrigens auch für die Gegenwart, denn Koltke, der seinerzeit diese Gegenden bereiste, berichtet auch über diese Transportmittel.

Was das übrige Asien betrifft, so hat es im Altertum Fell- boote und Schwimmsäcke in Armenien, Mesopotamien, in China, im Amurgebiet, auch in Südarabien gegeben; heute noch benutzt man sie im südwestlichen China, in Tibet und im nördlichen Indien, ferner bei den Tschuktschen und den asiatischen Eskimos; im 18. Jahrhundert waren sie bei den Kamtschattalen und den Jakuten in Gebrauch.

Auch Amerika kennt ihre Benutzung. Rahmartige Fellboote gab es bei den Aleuten, den Alastaskimos sowie den Eskimos auf Labrador und Grönland. Bei den Aleuten hatten die Kajaks oft zwei bis drei Öffnungen, eine Steuerung, die auf russischen Ein- fluß hin entstand. In Südamerika war das Schalenboot, die Pelota, weit verbreitet; sie wird durch ein Ruder, ein schwimmen- des Pferd oder einen schwimmenden Menschen vorwärts bewegt. Ferner kennt man noch Gerüstboote in Peru und Chile, dagegen ist erwiesen, daß Fahrzeuge der genannten Arten sowohl in Afrika wie in Australien bei den Eingeborenen durchaus unbekannt sind. Da, wo man sie benutzte, geht ihr Gebrauch mehr und mehr zurück und macht europäischen Schiffsmodeellen Platz. Nur zu ganz be- stimmten Zwecken, wie eben Polarexpeditionen, kann man sie nicht entbehren, da sie für diese Gegenden besonders geeignet sind.

C. Bg.

Kleines feuilleton.

Gauswirtschaft.

Mohrrübengerichte. Der in den letzten Jahren vielge- nannte dänische Ernährungsreformer Dr. Hindhede empfiehlt als besonders zuträglich für die Gesundheit den reichlichen Genuß von Wurzelgewächsen als da sind: Sellerie, Kartoßfeln, Schwarzwurzeln,

solche alle Arten von Rüben, vor allem die gelben Rüben, auch Mohrrüben, Möhren oder Karotten genannt.

Die Mohrrübe ist ein altes Volksnahrungsmittel, das bereits in der Epoche der Pfahlbauten in der Schweiz zur Nahrung verwendet und schon vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung von den Griechen angebaut wurde. Ganz besonders aber wuchs das Mittelalter die wohlgeschmeckende und nahrhafte Wurzel zu schätzen. Kraut (d. h. Stiel) und Rüben war eine damals sehr beliebte Zusammenstellung, der wir auch heute noch in einigen schwachen Mischgerichten begegnen. Die Mohrrübe ist bekanntlich auch ein notwendiger aromatischer Bestandteil des sogenannten Suppengrüns.

Die ausgewachsene Mohrrübe enthält bis zu 6 Proz. fertigen Zucker, etwa 85 Proz. Wasser, außerdem Stärkemehl und ein ätherisches Öl, das ihr den Geschmack gibt. Ein nicht zu unterschätzender Vorzug der Mohrrübe ist der, daß sie in gedorrtem Zustande noch wohlgeschmeckend ist, was man von vielen anderen Dörrengütern nicht behaupten kann. Das unangenehme Puzen der Mohrrüben, wobei die Finger eine schwer zu beseitigende Schmutzfärbung annehmen, kann man sich dadurch erleichtern, daß man das Abschäben in einer Schale mit Wasser vornimmt. Die Rüben dürfen aber nicht im Wasser liegen bleiben und anlaugen.

Als selbstständiges Gericht kocht man die zerschnittenen Mohrrüben in der Brühe von Schweinebauch oder auch nur in wenig Wasser mit Butter und Salz weich, macht sie mit hellem Schmirzwehl feimig und würzt beim Anrichten mit gehackter grüner Petersilie, einer Prise Zucker und einigen Tropfen Maggi. Auch kann man die ohne Fett gekochten Mohrrüben zuletzt mit etwas Milch durchkochen lassen.

Vortrefflich ist die Mohrrübe in der Mischung mit einer Reihe von anderen Gemüsen. Schoten und Mohrrüben sind eine beliebte Zusammenstellung. Weniger bekannt sind grüne Bohnen mit Mohrrüben, Kartoffeln und Schweinebauch. Die Bereitung ist die gleiche wie bei Schoten und Mohrrüben. Den weichgekochten mageren Schweinebauch kann man vor dem Anrichten etwas andrösten und danach in dem Fett das Mehl zum Verdicken des Gemüses ausschütten. Man probiere — es schmeckt gut!

Buntes Essen, ein mecklenburgisches Nationalgericht, wird bereitet, indem man Schoten und Mohrrüben mit neuen Kartoffeln in Hammelfleischbrühe gar kocht. Natürlich gibt man die Kartoffeln erst hinzu, wenn das Gemüse fast gar ist. Die Brühe wird nicht mit Schmirzwehl gebunden, sondern brüht klar. Beim Anrichten wird mit gehackter grüner Petersilie gewürzt.

Weißer Bohnen mit Mohrrüben und Salzkartoffeln sind gleichfalls eine sehr rationelle Mischung.

Frisch Stew (sprich: eirsch stju). In einem gut verschließbaren Topf läßt man etwas Fett zergehen und darin Zwiebelringe anschwitzen. Dann gibt man eine Schicht feingeschnittenes fettes Hammelfleisch darauf, darüber eine dicke Schicht Weiß- oder Birsingkohl, den man unter Entfernung des Strunks in Achtel zerteilt, darüber eine Schicht in Scheiben geschnittener Mohrrüben. Den Schluß bildet eine Schicht Kartoffelscheiben. Jede Lage wird gefalzen und vorsichtig gepfeffert. Dann gießt man leichte Brühe oder Wasser kochendheiß darüber. Man rechnet für 2-3 Personen einen halben Liter Flüssigkeit. Der Topf wird fest verschlossen und darf nun vor dem Anrichten nicht mehr geöffnet werden. Man läßt das fleischschwache Gericht auf schwachem Feuer in 1 1/2-2 Stunden recht weich dämpfen oder kocht es 20 Minuten an und gibt es 2 bis 3 Stunden in die Kochstufe. Die Brühe wird nicht feimig gemacht.

Mohrrüben mit Äpfeln. Die in Scheiben geschnittenen Mohrrüben werden in wenig Wasser, mit etwas Butter und Salz fast weich gekocht. Dann legt man in Viertel oder Hälften geschnittene Äpfel mit Butterflocken oben auf, zudert etwas und läßt das Gericht weich kochen. Beim Anrichten legt man die Äpfel in die Mitte einer Schüssel, kocht die Mohrrüben mit etwas in Wasser klar gerührtem Kartoffelmehl feimig und legt sie als Einfassung um die Äpfel.

Mohrrüben mit Nudeln. Die zerschnittenen Mohrrüben werden mit Butter, Salz und wenig Flüssigkeit weich gedämpft, mit gar gekochten Gemüsenudeln gemischt und erhitzt. Man fügt nach Bedarf noch etwas Butter beim Anrichten hinzu.

Mohrrüben Salat. Die sauber gewaschenen Rüben werden mit der Schale in kaltem Wasser gar gekocht. Dann streift man die Haut ab, schneidet die Wurzeln in feine Scheiben und macht den Salat mit Öl, Essig, Salz, Pfeffer und gehackter grüner Petersilie an.

Suppe von Mohrrüben und Birsingkohl. Mohrrüben und Birsingkohl zu gleichen Teilen werden ganz fein geschneidelt und in Butter angeschwitzt. Dann gießt man nach Bedarf leichte Brühe hinzu und läßt alles weich kochen. Gedachte grüne Petersilie, einige Tropfen Maggi und geröstete Weißbrotwürfel werden beim Anrichten hinzugefügt.

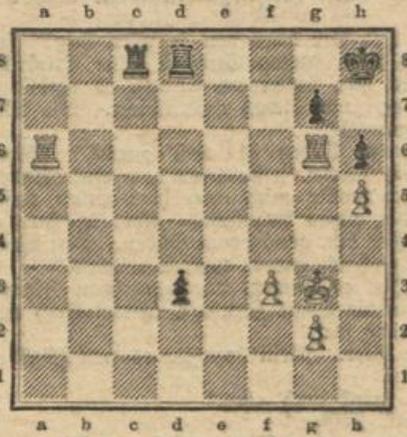
Sogar zu Obstkonserve läßt sich die billige, süße Mohrrübe verwenden. Sie hilft Zucker ersparen, wenn man sie zu etwa einem Drittel mit Johannisbeeren oder gemischten Früchten an Marmelade kochen läßt. Auch eingemachte Preiselbeeren schmecken in der Mischung mit Mohrrüben sehr gut. Die Rüben werden in kleine Würfel geschnitten und in wenig Wasser weich gekocht, ehe man sie den Früchten zusetzt.

Eine größere Vielfältigkeit in der Verwendung kann gerechterweise niemand von einer Rübe verlangen.

R. St.

Schach.

Unter Leitung von S. Alapin.
S. Bernstein.



Weiß zieht und macht Remis.

Lösung. 1. Tg6-d6 (1. Ta7, d2; 2. Tg×g7 scheidet an 2. Tg8). 1. d3-d2; 2. Ta6-c6, To8-b8; 3. To6-b6, Tb8-a8; 4. To6-a6, Ta8-c8; 5. Ta6-c6 zc. Remis durch Wiederholung der Züge, denn der schwarze Turm muß immer ausweichen (weil Weiß sonst den Bd2 zu nehmen droht, z. B.: 5. d1d; 6. T×D und wenn Schwarz nun einen der Türme nimmt, so nimmt Weiß den anderen).

Schachnachrichten. Das russische Meisterturnier in B I L I A hat begonnen. Die Teilnehmer sind aus folgendem Stand nach den ersten zwei Runden ersichtlich: Bernstein 2, Flamberg und Lewitski je 1 1/2, Rubinstein und v. Freimann je 1, Alapin 1/2 (1), Alschin, Niemzowitsch, Salwe, Löwenfisch, Rabinowitsch je 1/2. Nachstehend Partien aus dem Turnier:

Französisch.

A. Rubinstein. S. v. Freimann.

- 1. e2-e4 e7-e6
- 2. d2-d4 d7-d5
- 3. Sb1-c3 Sg8-f6
- 4. Lc1-g5 Lf8-b4

Eine gemalte Fortsetzung, unter dem Namen "Mac-Gutherson-Variante" bekannt. Collier ist Lc7!

- 5. e4-e5 h7-h6
- 6. Lg5-h4 g7-g5
- 7. Lh4-g3 Sf6-c4
- 8. Sg1-e2 c7-c5
- 9. a2-a3 Lb4-a5

In Betracht kommt 9. . . . L×S7;

- 10. S×L, S×S; 11. bc3, h5 zc.
- 10. d4×c5 Se4×c3
- 11. Se2×c3 La5×c3†
- 12. b2×c3 Dd8-d5
- 13. Dd1-d2 Sb8-d7
- 14. h2-h4 Th8-g8

Vorsichtiger war g5-g4, um dem Gegner die Turmtürme nicht zu öffnen.

- 15. h4×g5 h6×g5
- 16. c3-e4 Da5×c3

Der Damentausch war unbedingt vorzuziehen.

- 17. Th1-h5 d5×c4?
- Besser war Sb6.
- 18. Th5×g5 Tg8-h8
- 19. Ta1-d1

Nun kann Sd7 nicht weg und Weiß steht auf Gewinn.

- 19. b7-b5
- 20. Lg3-h4

Das Manöver Tg5-g4-d4 war schon jetzt reichlich.

- 20. Dc5-c7
- 20. T×L7; 21. Tg8† nebst Dg5†.

21. g2-g3?

Mit diesem zahmen Zuge gibt Weiß den Vorteil aus der Hand. Mit 21. Dd4! (droht Tg8† nebst Dc7†) war die Partie gewonnen. z. B.: 21. Sf8; 22. Tg4 nebst Tg4†. Oder 21. S×e5; 22. Dc5†, Sc6; 23. D×S†, D×D; 24. Tg8†, T×T; 25. Td8†.

21. Lc8-b7

- 22. Dd2-b4 Dc7-c5
- 23. Db4×c5 Sd7×c5
- 24. Lf1-e2 Lb7-e4
- 25. Ke1-d2 0-0-0†
- 26. Kd2-c1 Td8×d1†
- 27. Le2×d1 Kc8-c7
- 28. Tg5-h5 Th8-a8!
- 29. Lh4-e7 Kc7-b6
- 30. Th5-h4 Le4-d5!

Ein korrektes Bauernopfer. 30. Lg6 hätte 31. Lh5 zur Folge.

- 31. Th4-h7 a7-a5
- 32. Th7×f7 b5-b4
- 33. a3×b4

Dies beschleunigt das Verderben. Aber Weiß steht nicht mehr gut.

- 33. a5×b4
- 34. Ke1-d2 Ta8-a1!

Droht Se4†. Oder auch c4-c3† nebst event. b4-b3.

- 35. Ld1-e2 Ta1-a2!
- 36. Le7×c5† Kb6×c5
- 37. Kd2-c1 c4-c3
- 38. Ke1-b1 Ta2-b2†

Giht auf. (Denn auf 39. Ke1, La2 folgt baldiges Matt, während bei 39. Ka1, T×c2 wegen des drohenden Tc4† der Le2 verloren geht.)

Hier noch eine lebhaftere Partie des Turniers. Unregelmäßig.

Alschin-Niemzowitsch. 1. d4, Sf6; 2. Sf3, d6; 3. Lg5, Lf5; 4. L×L, e×f6; 5. Sbd2, Sd7; 6. e4, Lg4; 7. Le2, Le7; 8. Sh4, L×L; 9. D×L, 0-0; 10. Sf5, Kh8; 11. Dg4, Tg8; 12. 0-0-0, Lf8; 13. Sc4, De8!; 14. Td8, g6; 15. Tg3, De6; 16. d5, De8; 17. Sc4-c3!, Se5; 18. Dh4, g×f5; 19. Th3, h6; 20. D×f6†, Kh7; 21. f4, Sg6; 22. S×f5 (mit D×f5! war die Partie wahrscheinlich gewonnen); 22. D×e4; 23. D×f7†, Kh8; 24. Df6†, Kh7; 25. Df6† Remis durch ewiges Schach.